



Fluchtpunkt Ungarn

An der Ostgrenze Europas rüstet man gegen die illegale Migration

Hinter dem Pult, auf dem Major Ioan Buda von der rumänischen Grenzpolizei in Oradea die Karte mit dem Grenzverlauf zu Ungarn ausbreitet, hängen unzählige Tafeln und Schaubilder. Sie zeigen Köpfe, Physiognomien fremder Menschen, zumindest solcher Existenzen, die man hier für fremd hält: von vorne, von der Seite, ohne Bart, mit Bart, Voll- oder Oberlippenbart, Menschen mit unterschiedlichen Frisuren, Augenpartien, Mundformen, Ohren. Ein Panoptikum von „Erkennungsmerkmalen“, denn anhand dieser Schautafeln im momentan unbenutzten Schulungsraum der Grenzpolizei Oradea werden, einmal in der Woche, alle Beamten des Grenzbezirks auf einen Aspekt ihrer Arbeit hin ausgerichtet: die Identifikation des Fremden.

Der Major, etwas schwankend zwischen energischem Auftreten und einem leichten Anflug von Bekümmertheit, betont, dass in den letzten zwölf Monaten vermehrt „Menschen aus afro-asiatischen Regionen“ versucht hätten, illegal die Grenze nach Ungarn zu überqueren, um dann weiter nach Westen zu ziehen. Mehr als doppelt so viele wie letztes Jahr, vor allem die Afghanen kämen in immer größeren Gruppen, sagt er mit Blick auf die Schautafeln. Seltsam nur: der fremde, „afro-asiatische“ Typus an der Wand sieht fast so aus wie mancher Rumäne, dem man draußen auf der Straße begegnet.

Rumänien will in die Europäische Union, und man ist bestrebt, alles zu tun, um dieses Ziel zu erreichen, das meint auch Major Buda. Die Grenzpolizei soll dazu beitragen, Rumäniens schlechtes Image im Westen, nämlich ein schlampiger Vertreter der Zivilisation und der westlichen Werte zu sein, gründlich zu revidieren. Viel zu bieten hat das Land bislang nicht, da kommt die Möglichkeit, sich über eine offensive Strategie gegen Flüchtlinge und die sie führenden Schlepper-Netzwerke zu profilieren, gerade recht.

Die rumänische Grenzpolizei hat allerdings einige Probleme: ihre materielle und personelle Ausstattung ist ungenügend, um auch nur einen Bruchteil der „grünen Grenze“ zu Ungarn wirksam zu kontrollieren. Weit schwerer jedoch wiegt die Bürde der Vergangenheit, denn nach dem berüchtigten Geheimdienst Securitate galt die Grenzpolizei als zweite Stütze des früheren Regimes; davon wissen vor allem jene noch grausame Geschichten zu erzählen, die aus Ceausescus „Paradies des agro-industriellen Menschen“ fliehen wollten. Gerade in den Grenzregionen, in denen damals viele Rumäniendeutschen lebten, herrschte die Polizei mit brutaler Willkür. Wer bei der Flucht aufgegriffen wurde, musste damit rechnen, mit äußerster Brutalität behandelt oder gar erschossen zu werden.



Diese Hypothek der Vergangenheit ist heute ein Grund dafür, dass die Grenzpolizei bei ihrem Bemühen, die illegale Migration zu bekämpfen, nicht oder kaum auf die Kooperation der Grenzbevölkerung zählen kann. Denn gerade dort sitzen die „Spezialisten“, die sich als Führer und Schleuser über die Grenze ihren Lebensunterhalt verdienen. Manche Dörfer gelten unter den Ermittlern als Zentren des Menschenmuggels, wie etwa die ehemalige Schwaben-Siedlung Sintana (St. Anna) zwischen Oradea und Arad. Mit zwei alten Dacias und einem klapprigen Polizei-Bus macht sich eine Spezialeinheit der Arader Grenzpolizei in aller Frühe auf den Weg dorthin. Gegen zwei des Menschenmuggels Verdächtige hat man endlich einen Haftbefehl erhalten.

Welchen Respekt die unter Blaulicht im grauen Nebel vorsichtig fahrenden Grenz-Spezialeinheiten in der Bevölkerung genießen, sieht man allein schon daran, wie oft die Polizei-Eskorte unentwegt von wild hupenden Autofahrern in halsbrecherischem Tempo überholt wird. Im Dorf Sintana angekommen, besorgen sich die inzwischen professionell ver mummten Fahnder erst einmal beim Dorfpolizisten die genaue Adresse eines Angeschuldigten. Das Anwesen wird gestürmt, wobei schon das Hoftor für die Spezialeinheit zur ersten Bewährungsprobe wird. Wie ein nasser Sack hängt einer der Vermummten, mit der Maschinenpistole auf dem Rücken, am Tor – ehe er von einem Kollegen hinübergeschoben wird. Die Bewohner sind überrascht, alle beteuern, der Gesuchte sei nicht hier, und nach einer Stunde Suche finden die Fahnder den Verdächtigen unter einem Bündel Lumpen, das als Versteck diente.

Während sich die Hausdurchsuchung hinzieht, versucht ein Hund Annäherung an die unbekanntesten Gestalten. Einer dieser typisch osteuropäischen Hunde, von denen es Millionen zu geben scheint: permanent eingekniffener Schwanz, ängstlich nach Zuneigung oder Futter bettelnd, hinkend und immer halb auf der Flucht. Von den Vermummten lockt ihn einer, hält ihm eine Hand hin und zieht plötzlich die andere hervor: mit einem Pfefferspray besprüht er die winselnde Kreatur. Dröhnendes Lachen. Inzwischen ist auch der zweite Gesuchte, der sich im Bettkasten seines Schlafzimmers versteckt hat, verhaftet. Ein voller Erfolg, der Polizei-Bus klappert mit den Verhafteten zum Gefängnis der Grenzpolizei. Dort warten gerade vier Afghanen, die von ihren Schleppern auf einem Feld allein gelassen wurden – wohl versehentlich kurz vor der Grenze und nicht danach. Es ist kalt, und sie haben nur dünne Jacken an, seit fünf Monaten sind sie unterwegs, jeder hat einen kleinen Rucksack dabei, nur für das Nötigste. Wie haben sie das geschafft?

Im Arrest-Trakt der Grenzpolizei Arad ist ein dauerndes Kommen und Gehen, Hochbetrieb. In einem engen Gang sitzen drei moldawische Männer und eine Frau, die am Tag zuvor von der Grenzpolizei unter dramatischen Umständen verhaftet worden



waren. Schon fast über der Grenze, wurden sie von rumänischen Polizisten unter gezielten Schüssen zur Rückkehr gezwungen. Die Frau ist auch heute noch wie erstarrt, eine Kugel flog nah an ihr vorbei. Erstmals hatte sie Todesangst, dabei wollte sie doch nur dem Armenhaus Europas entfliehen. Nach Rumänien dürfen sie ohne große Passformalitäten, die Moldawier, die kleinen, schmutzigen Nichten und Neffen des nach Europa strebenden Rumänien – aber nicht weiter. Die Frau fängt langsam zu sprechen an: Sie hätten alles versucht, zuhause ein Leben aufzubauen, aber die Zustände hätten es nicht erlaubt, es sei doch „menschlich, einer würdelosen Existenz entfliehen zu wollen“. Einer der Männer steht daneben, den Kopf zu Boden gesenkt, demütig oder gebrochen, und wenn er spricht, leise, gepresst, wie abwesend, dann dringt aus jedem Wort eine quälerische, selbst zugesprochene Minderwertigkeit, die ohne Hoffnung ist. Nichts habe er, keinen Arbeitsplatz, keine Nahrung, kein Zuhause: „Wo soll ich hin, wer hilft mir?“ Die rumänischen Polizisten daneben schauen ungerührt.

Während die Moldawier auf eigene Faust über Ungarn nach Deutschland fliehen wollten, versuchen es andere mit der Hilfe professioneller Schlepper, die international organisiert sind. Wenn ein Flüchtling sich auf ein „seriöses Netzwerk“ verlasse, habe er die Chance von 95 Prozent, dort anzukommen, wo er auch hinwill, meint Banut Stoica, Häftling im Gefängnis von Arad. Dreieinhalb Jahre wegen Menschen schmuggels hat er fast abgesessen, er ist ein alter Hase im Geschäft, hat schon unter Ceausescu Banater Schwaben oder Siebenbürger Sachsen auf geheimen Wegen über die Grenze gelotst. Der pfiffig wirkende Rumäne vertritt so etwas wie eine selbstgebastelte Ethik des Menschen schmugglers, die da heißt: enttäusche nie deine Klientel, übe deinen Beruf anständig aus. Stoica kommt mit einer überraschenden Definition des Schleppers: Jeder Mensch habe das Recht zu träumen, gerade wenn er in einer Situation lebt, die für ihn unbefriedigend ist; und jeder habe auch das Recht, diesen Traum zu realisieren. Er, als Schlepper, sei nur beim Prozess der Realisierung behilflich, und das sei beileibe keine kriminelle Tat. Der Menschen schmuggler als Traumhelfer der Erniedrigten und Beleidigten.

Das Geschäft mit den Träumen beschert besonders den Ungarn schlaflose Nächte. Ungarn ist, nach einem Bericht der renommierten „Jane’s Intelligence Review“ das „ideale Land für den Transit illegaler Flüchtlinge“ – oder wie ein ungarischer Politiker meinte, „der Trichter zu Europa“. Die zwei meistfrequentierten Routen in die EU führen über Ungarn: eine südliche aus Rumänien über Arad oder Oradea, die andere im Norden wird von Flüchtlingen genommen, die über die Ukraine kommen. Gerade der nur knapp hundert Kilometer breite Grenzstreifen zur Ukraine ist eine Problemzone. Laszlo Tanyik, Oberst der ungarischen Grenzpolizei, beklagt, dass die ukrainischen Behörden wenig kooperativ sind, im Gegenteil: man habe eher das Gefühl, die Ukrainer seien froh, die Flüchtlinge los zu sein. Schließlich sei es ein offenes Geheimnis, dass im west-ukrainischen Hinterland nahezu 50 000 Flüchtlinge vor allem aus Afghanistan, Pakistan, Bangladesh in Dörfern, verlassenem Gehöften und Städten darauf warten, in



den Westen, vor allen Dingen nach Deutschland gebracht zu werden. Ein ungeheurer „Migrationsdruck“, so Tanyik, der auch die Ursache einer „steigenden Brutalisierung“ im Schleuser-Geschäft sei.

Tanyik weiß, wovon er redet. In seinem Bezirk hat es in den vergangenen Monaten mehrere Todesfälle gegeben: einige ertrunkene Flüchtlinge und ein Schleuser beim Versuch, den Grenzfluss Theiß mit Schlauchbooten zu überqueren; in Debrecen verübte ein Schlepper Selbstmord, als Sondereinheiten ein Versteck mit afghanischen Flüchtlingen stürmten; Schlepperautos versuchen gezielt, Wagen von Fahndern zu rammen oder von der Straße zu drängen; zwei Somali wurden halberfroren auf einem winterlichen Feld nahe der Grenze aufgefunden, ihr Schlepper hatte sie allein gelassen. Die Grenzpolizei fühlt sich überfordert, weil teilweise 16 Beamte einen Grenzstreifen von vierzig Kilometern rund um die Uhr kontrollieren sollen. Ein Ding der Unmöglichkeit.

In Ungarn häufen sich die Bürgerproteste, weil immer mehr Flüchtlingslager gebaut werden. Im Lager Debrecen leben derzeit mehr als 2 000 Menschen in einer ehemaligen russischen Kaserne; fast alles junge Leute, Männer, die Hälfte davon aus Afghanistan – und sie flohen Monate vor dem Krieg. Die Lager selbst werden von den Schlepper-Netzwerken in deren Flucht-Logistik mit eingeplant: als Ruhe- und Versorgungspunkte. Manche Flüchtlinge bleiben nur eine Zeit, um dann wieder über die Mauer zu verschwinden, denn draußen warten ihre Schlepper.

Die ungarische Ostgrenze als künftige Außengrenze der EU ist der kommende Frontabschnitt im Kampf gegen die internationale Migration. Und die nächste große Flüchtlingswelle aus Vorderasien steht noch bevor.

Die Woche, 11. Januar 2002